

# Diamanten auf Parsenn [Fortsetzung]

Autor(en): **Altheer, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 34

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646672>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DIAMANTEN AUF PARSENN

Kriminalroman von Paul Altheer . Aehren-Verlag Zürich

23. Fortsetzung

„Sie haben herrliche Veranlagungen zum Ehemann ...“, lächelte sie. „So gut kennen Sie die Frauen?“

„Und weil ich mir sage“, fuhr Bob fort, ohne ihren Einwand zu beachten, „dass ich dann schon lieber selber derjenige sein möchte, der das Vergnügen hat, Ihre Gesellschaft zu geniessen.“ —

Am Abend sassen sie an einem kleinen Tischchen mitten im festlichen Trubel des verschwenderisch erleuchteten Saales, vertieft in ein Gespräch, das zwischen Flirt und angeregtem Geplauder ungefähr die Mitte hielt.

„Sie tanzen gar nicht?“ fragte Ellen gegen Mitternacht, aus einem angenehmen Dialog heraus, ihren aufmerksamen Kavalier.

„Tanzen? Warum soll ich tanzen, wenn ich die angenehmste Gesellschaft in aller Ruhe und Bequemlichkeit an meinem Tisch geniessen kann?“

„Sehr liebenswürdig, lieber Kollege. Sind alle Schweizer so?“ fragte sie neckisch.

„Alle nicht, liebe Kollegin. Aber ich glaube, versichern zu können, dass an meiner Stelle alle so handeln würden wie ich.“

Sie genossen weiter die Freude ihres Beisammenseins mit Musikbegleitung im Taumel festlichen Hochbetriebes.

Es war schon weit über Mitternacht hinaus, als Bob mit einem Mal den festen, fast krampfhaften Zugriff ihrer Hand an seinem rechten Arm verspürte: Gleichzeitig sah er, wie sie erblasste und verängstigt in die Menge starrte.

„Dort!“ sagte sie mit kurzem Atem. „Sehen Sie den Mann — am Arm dieser dunklen Schlankeheit im weinroten Kostüm?“

„Ja ... Wer ist's?“

„Er! — Bret Ferol!“

Als ob er seinen Namen gehört hätte, blickte der Mann, den sie Bret Ferol nannte, in diesem Augenblick zu ihnen hinüber. Er sah die beiden Augenpaare auf sich gerichtet, musste sie sehen — aber keine Miene seines Gesichtes verzog sich. Als ob nichts geschehen wäre, wandte er sich wieder ganz seiner eleganten Tänzerin zu und schwebte mit ihr vorüber.

Bob und Ellen hatten sich von ihrer Ueberraschung noch nicht erholt, als er schon wieder in ihrer Nähe auftauchte und scharf, aber scheinbar unbeteiligt, zu ihnen herüber schaute.

Und nun zog er die Kreise seines Tanzes so, dass er immer in ihrer Nähe blieb. Jedesmal, wenn seine Tänzerin mit dem Rücken gegen sie stand, schaute er, an ihrem dunklen Kopf vorbei, zu ihnen hinüber, ohne dass die Dame von diesem unheimlichen Kontakt auch nur das geringste ahnen konnte.

Als die Musik den nächsten Tanz zu spielen begann, stand Bret mit einem Male dicht vor Ellen und machte eine korrekte Verbeugung.

„Danke! Ich kann nicht. Ich habe mir den Fuss verstaucht“, sagte Ellen — und es war, als handelte sie unter einem Zwang, dem sie, ohne innere Anteilnahme, folgte.

So plötzlich, wie er erschienen war, ebenso rasch und spurlos verschwand Bret in der Menge.

Wieder fühlte Bob den Druck der hart zugreifenden Frauenhand am Arm.

„Sie dürfen nicht von meiner Seite weichen. Ich fürchte mich vor ihm. Versprechen Sie es mir!“

„Selbstverständlich! Ich werde doch nicht jetzt ...“

Aber es wollte keine Stimmung mehr aufkommen an ihrem Tisch. Immer wieder fühlten und sahen sie, aus dem Tanzgewirr heraus, zwei Augen starr und drohend auf sich gerichtet.

Bob fühlte die Unruhe, die über Ellen gekommen war.

„Wenn Sie jetzt lieber nach Hause gehen wollen ... Ich begleite Sie gerne. Auf mich dürfen Sie keine Rücksicht nehmen.“

Kurz darauf verliessen sie, Ellen mit ganzem Gewicht auf Bob gestützt und von ihm mehr getragen als geführt, den fröhlichen Lärm des festlichen Lokals.

## *Ueberraschungen in der Garderobe*

Als Bob bei der Garderobe Ellen in einem bequemen Stuhl aufgehoben wusste und die Mäntel an der Barriere entgegennahm, stand auf einmal Bret Ferol wieder vor der erschreckten Frau. Bob sah, als er sich mit den Kleidungsstücken im Arm zurückwandte, in das entsetzte Gesicht Ellens und beeilte sich, an ihre Seite zu gelangen.

Bereits aber war Bret Ferol wieder verschwunden, im Gedränge untergetaucht. Der eine Augenblick, den Bob gebraucht hatte, um sich von der ihn hemmenden Kleiderlast zu befreien, hatte genügt, um diesem unheimlichen Gegner Gelegenheit zu geben, sich unsichtbar zu machen.

Bob ergriff die Hand Ellens, die sich ihm entgegenstreckte. Er sah im Antlitz der Frau die Not, in der sie sich befand, und wollte die Verfolgung dieses Mannes aufnehmen, der sie offensichtlich bedrohte.

Die Frau aber hielt ihn zurück. Ihre Hände flatterten, und die Kräfte schienen sie verlassen zu wollen.

„Nein! ... Bleiben Sie!“ flüsterte sie Bob zu. Dieser legte sorglich den Mantel um die zitternde Frauengestalt und beschäftigte sich mit dieser Tätigkeit ein bisschen länger, als vielleicht nötig gewesen wäre. Es tat ihm wohl, diesem sichtbar schwachen Wesen in seiner Hilflosigkeit etwas sein zu können. Auch fühlte er, wie die Frau sich in seinen Armen allmählich beruhigte.

Als er den Blick von Ellen wegwandte, um sich unter den im Vorraum herumstehenden Kutschern nach dem Manne umzusehen, dem und dessen Schlitten er diese Frau und sich selber anvertrauen wollte, lächelte ihm vertrauensvoll ein Gesicht entgegen, das er überall, nur nicht hier erwartet hätte.

„Ferriert!“ flüsterten seine Lippen unwillkürlich.

Vor dem Mund des ihm vertrauten Gesichtes, das noch immer lächelnd zwischen den Schultern zweier Kutscher stand, erschien ein Zeigefinger. Bob begriff, schwieg und wandte sich mit verdoppelter Besorgnis seiner Begleiterin zu.

Vorsichtig geleitete er sie hinaus, hob sie vor der Türe kurzerhand auf die Arme und bettete sie sorgfältig und liebevoll in den Schlitten.

Als er um das Fahrzeug herumging, um von der andern Seite nun ebenfalls einzusteigen, fühlte er sich in der Dunkelheit, die nur ab und zu von der aufflackernden Taschenlampe eines Kutschers blitzartig erhellt wurde, am Arm gefasst

— und eine Stimme, die er auch jetzt sofort erkannte, flüsterte ihm zu:

„Wer ist sie?“

„Ellen Howard — erkannten Sie sie nicht?“ fragte Bob zurück.

„Nein“, sagte Ferribert — und dieses eine Wort klang eigenartig, fast ein bisschen lustig, in dieser düstern Umgebung, die, wenigstens für Bob und Ellen, angefüllt war mit Spannungen aller Art.

„Behüten Sie sie gut“, raunte Ferribert. „Mit ihm werde ich mich selbst beschäftigen.“

Bob wollte noch fragen, wieso Ferribert hier sei, nachdem er ihm doch berichtet hatte, dass Bret wahrscheinlich London aufgesucht habe. Aber er sagte nur:

„Gut, dass Sie hier sind.“

„Ich wohne hier — im Haus.“

Zwei kräftige Männerhände griffen grüssend ineinander.

Dann stieg Bob in den Schlitten an die Seite Ellens.

Der Kutscher schnalzte mit der Zunge, der Schlitten kam in Fahrt — und die Glöcklein klingelten hell und fröhlich die Promenade entlang, während im Gefährt zwei Menschen wortlos saßen und die Hände spielend ineinander legten.

#### „Noch ein Gespräch mit London“

Ferribert war ins Hotel zurückgekehrt und durchstreifte suchend alle Räume, die der Festlichkeit dienten. Bret Ferol aber blieb verschwunden.

Als Ferribert davon überzeugt war, dass Bret nicht wieder zum Vorschein kommen würde, ging er auf sein Zimmer und bestellte eine Telephonverbindung mit London.

Endlich meldete sich eine brummige Stimme mit mürrischem: „Hallo!“

„Hallo, Rico! Wach auf! Ich bin's! Ferribert! — Aus Davos, natürlich. — Was? — Natürlich. — Bret ist hier. Das hab ich mir doch gleich gedacht ... Um die Sache kurz zu machen — und damit du weiterschlafen kannst ... Was? — Wieso ich dazu komme, mitten in der Nacht ... Einfach genug: Hier findet eben der erste grosse Ball der Saison statt. — Ja, es ist alles da: Ich, unser Zürcher Kollege Bob Scholl, dein Freund Bret Ferol — und noch jemand ... Das aber sage ich dir ein ander Mal.

Was ich von dir will? — Nein, bloss um dir das zu erzählen, habe ich nicht angerufen:

Also pass auf:

Geh morgen früh zu der holden Dame, die behauptet, Ellen Howard zu sein. — Ja, Joan Red. — Bestelle ihr einen schönen Gruss von mir — und sie sei entlassen, unter der Bedingung, dass sie ihre Skiausrüstung packe und sofort hierher komme. — Nach Davos, natürlich. — Sag lieber „Parsenn“. Du wirst sehen, wie sie alsdann Tempo gibt!

Was? — Sei nicht unverschämt! — Nein, ich denke nicht daran, mit ihr einen Flirt zu beginnen. Nur skifahren will ich mit ihr. Sag ihr das.

Vielen Dank! — Aber, schreib dir alles gut auf, sonst weisst du nichts mehr davon, wenn du am späten Vormittag aufwachst, um im Bureau weiterzuschlafen ...

Oder du glaubst geträumt zu haben — und das wäre genau so schlimm.

Auf Wiedersehen, Rico!“

#### „Und noch eine Ueberraschung“

Bob hatte seine Begleiterin auf ihr Zimmer gebracht und sich, nicht eben übertrieben rasch, von ihr verabschiedet.

Nun stand er unter der Türe seines eigenen Zimmers. Er knipste das Deckenlicht an — und mit dem ersten Blick in den Raum wurde er einer neuen Ueberraschung gewahr: Auf dem Tische lag, breit und ausladend, eine grau-gestrichene Kassetten, die ihm merkwürdig bekannt vorkam.

## Lesende Rebe



Scheu und stolz  
traten sie  
aus dem schützenden Holz.  
Sie grasen still, und manchmal  
hebt eines der Zarten  
sichernd  
den Kopf und lauscht  
gesträuften Ohrs in bangem Erwarten. —  
Das Meer der Tannen rauscht,  
und plötzlich stehn alle  
einen Augenblick  
wie versteinert, wie gebannt,  
wittern gespannt  
und sprengen jäh mit den schlanken  
Läufen leicht wie Gedanken  
in Waldnacht zurück ...

Kurt Leuthard

Ja, sie sah genau aus, wie eine von jenen Kassetten aus der Bank in Zürich ...

Bob blinzelte ein paar Mal gegen das Licht und gegen die Kassetten, als traue er dem Bilde nicht recht, das sich da vor ihm ausbreitete.

Rasch trat er näher.

Wahrhaftig! Genau so sahen jene Kassetten aus. Wenn nun noch auf der Deckfläche das Schlüsselloch und dicht dabei die Safenummer wäre ...

Unglaublich! Da war ja auch die Nummer ... 187 — las er zur Vollendung seiner Verblüffung.

187! Das war doch die Nummer des erbrochenen Safes! Ein Blick in sein Notizbuch überzeugte ihn davon, dass er sich nicht getäuscht hatte.

Was aber sollte das bedeuten?

Wenn das die Kassetten aus dem Safe 187 war, dann musste es auch die gleiche Kassetten sein, die seiner Nachbarin gestohlen worden war ...

Von Bret Ferol gestohlen!

Wie aber kam sie hierher? Wenn Bret Ferol im Besitz der Kassetten gewesen war, wenn er sie seiner Verfolgerin, der hübschen Ellen Howard, entwendet hatte — was in aller Welt mochte ihn dann veranlassen haben, sie auf sein Zimmer zu bringen?

Bob stand noch immer sinnend vor der Kassetten, als er ein Geräusch vernahm. Es kam von der Türe her, die zum Zimmer Erichs führte.

Mit drei Schritten war Bob an dieser Türe und stiess sie auf — mit dem Ergebnis, dass Erich mit jammervollem Geschrei in das Dunkel seines Zimmers zurücktaumelte.

„Also gehorcht hast du wieder einmal! Lausbub, nichtsnutziger.“

Bob ergriff ihn am Arm, dicht unter der Achsel, hob ihn auf und schleppte den jammernden und sich sträubenden Jüngling in sein Zimmer hinüber, geradewegs vor die Kassetten.

**H. Stadelmann, der Goldschmied für jedermann**  
Bern, Theaterplatz 1, Telephon 3 44 49

„Woher kommt das? Wer hat das gebracht? Wann? Warum? Sprich!“

Bob war sich nicht bewusst, dass ein Komplex von Fragen, wie er ihn eben von sich gegeben hatte, praktisch gesprochen überhaupt nicht zu beantworten war. Das aber, was Erich darauf erwiderte, war so, dass es nichts mehr und nichts weniger als eine neue Ueberraschung bedeutete.

„Ach! Herr Scholl! Es tut mir leid. Ich wollte Ihnen doch nur eine Freude machen ...“

Bob packte den Burschen an beiden Achseln und zog ihn so nahe heran, dass sie sich auf die kurze Entfernung eines Viertelmeters in die Augen schauen mussten.

„Was sagst du? Sprich deutlicher, so dass man dich verstehen kann!“ befahl er in einem Ton, der aller Liebenswürdigkeit entbehrte.

„Ich wollte Ihnen doch eine Freude machen ... Ich habe gedacht ...“

„Du sollst mir endlich sagen, wer die Kasette gebracht hat!“ fauchte Bob ihn an.

„Niemand hat sie gebracht. Ich habe sie doch selber geholt ...“, jammerte Erich.

„Geholt! Wo geholt?“

„Nebenan — bei unserer Kollegin ...“

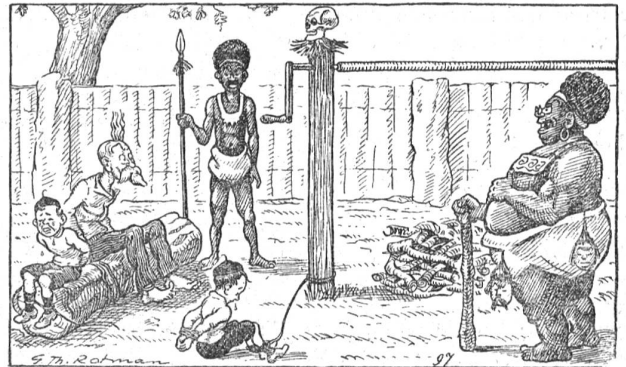
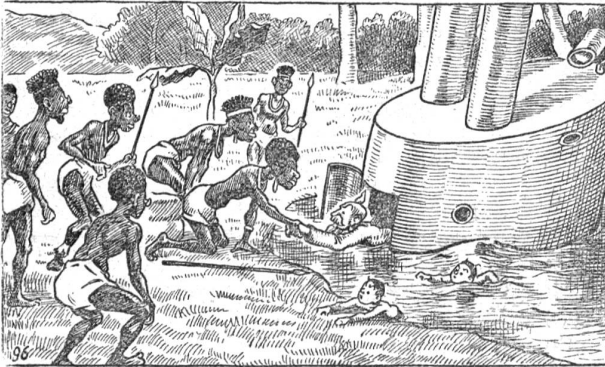
(Fortsetzung folgt)

## Wie Professor Spitz eine Weltreise machte

von G. Th. Rotman

18. Fortsetzung  
(Nachdruck verboten)

Diese Kindergeschichte mit Bildern ist für unsere kleinen Leser bestimmt, und wir hoffen, ihnen damit eine Freude zu bereiten. Die Redaktion



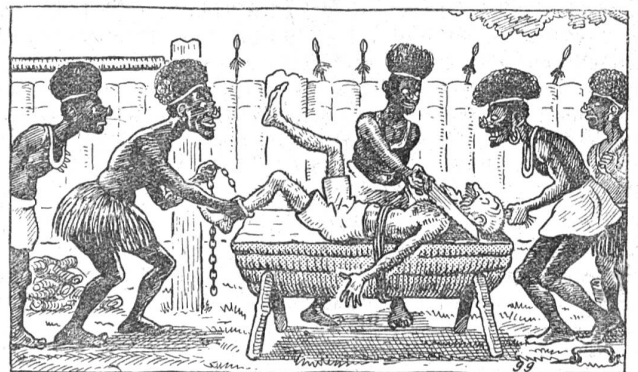
(96—97). Es dauerte kaum drei Minuten, bis Miao-Knau mit einigen seiner Kumpane zurückkehrte. Es war genau in dem Augenblick, das es dem Professor und seinen Enkeln gelungen war, aus dem Pulex herauszukommen. Die armen Tröpfe waren ja gar nicht zu beneiden: im kalten Wasser umherplanschen zu müssen mit der einzigen Wahl, entweder den Ertrinkungstod zu erleiden oder von den Papuas gespeist zu werden! Unsere Helden wählten letzteres, weil es auf jeden Fall nicht in so unmittel-

barer Nähe war wie ersteres. — Sie schwammen also nach dem Ufer und ergriffen die ihnen entgegengestreckten Hände der Wilden, worauf sie aufs Ufer gezogen wurden.

Gemeinsam ging es dann zum Stammhäuptling, der sich sehr auf das bevorstehende Festmahl freute, wengleich ihm der Professor auch etwas mager vorkam. Aber Upupututi war ein Philosoph. Man kann ja nicht alles genau so haben, wie man es möchte, und er gab sich zufrieden. Die

Gefangenen wurden unter seiner Aufsicht hart in der Nähe des grossen Bratspiesses, an dem man das professorale Muskelgewebe zu braten gedachte, festgebunden.

Schaudernd betrachtete der Professor den schrecklichen Apparat, an den diese Barbaren seinen unschuldigen Körper spießen wollten. «Das wäre also der letzte Abend meines Lebens», seufzte er, während Flipps und Flopps versuchten, wer von ihnen am lautesten jammern und weinen konnte.



(98—99) Upupututi hatte nun eine ausführliche Besprechung mit seinem Oberkoch; gewiss über die Festsetzung des Menüs. Darauf entfernte er sich, indem er vergnügt lächelte. Bald ertönte nun hinter dem Zaun dumpfes und eintöniges Trommeln; es war der Festanz der Papuas.

Gleichzeitig wurde mit feierlichem Ritual ein riesiger Hackblock herbeigetragen. «Hü!» dachte Professor Spitz, «darauf passe ich genau!» Bald aber wurde sein Entsetzen noch grösser, als nämlich die

Papuas allerhand grauenerregende Mord- und Schlachtwerkzeuge heranschleppten, wie ein Beil, ein riesiges Messer, eine Säge und ein Waschfass voll kochenden Wassers, welche Utensilien sie wohl von blanken Händlern gekauft hatten.

Allem Anscheine nach war der Professor zuerst an der Reihe. Man entkleidete ihn fast ganz und führte ihn zum Hackblock. Die andern Papuas hörten eine Weile mit Tanzen auf und guckten neugierig über den Zaun. Sie grinsten einander an, als

wollten sie sagen: «Nun, ein Pfingstochse ist er halt noch nicht!»

Nun wurde der arme Mann, trotz allen Widerstrebens, auf den Hackblock gelegt und dort tüchtig festgebunden. Festanz und Trommelwirbel fingen wieder an, und bereits hielt der Oberfleischer seine Säge bereit... «Ach!» seufzte Professor Spitz, «wird denn keine Hilfe kommen? Habe ich mir denn den Kopf mit Wissenschaft gefüllt, um ihn hier in Neu-Guinea absägen zu lassen?»